

Christine Heimannsberg
Gelobtes Land

G E L O B T E S
L A N D
[H o o p]

CHRISTINE HEIMANNSBERG

Copyright: Christine Heimannsberg

Jahr: 2018

Lektorat/ Korrektorat: Elisabeth Löhmann / Sigrud Totz

Illustrationen: Jessica Sicking / Simon Freiherr Heeremann

Covergestaltung: Jessica Sicking / Simon Freiherr Heeremann

Verlag: Bookmundo

Gedruckt in Deutschland

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

ISBN: 978-9-463-67441-6

[H o o p] – Hoffnung

Unter meinem Fuß knackt es. Alarmiert halte ich inne und blicke runter. Auf dem staubtrockenen Boden liegt ein zerbrochener Zweig. Der Sturm letzte Woche muss ihn herübergeweht haben. Es ist das erste Mal, dass ich außerhalb eines Markttages in das geräumte Dorf komme, und das Herz schlägt mir bis zum Hals. Manchmal suchen die armen Leute in den leeren Markthallen nach Resten; nach Getreidekörnern am Boden oder vergammeltem Gemüse mit einer ordentlichen Ecke. Ich bleibe stehen und sehe mich sorgsam um. Links des ausgetretenen Weges, der früher eine Teerstraße war, stehen ein paar krumme Buchen, deren wenige Blätter vertrocknet sind und sich verzweifelt an den dürren Ästen festklammern. Rechts vor mir, gleich in der ersten Häuserreihe des Dorfes, steht die Stallung G1-B. Die alten Gebäude sind mit Nummern versehen, damit jeder weiß, wo er welche Waren finden kann. In G1-B sind die Getreidebauern und damit auch unser Stand. An Markttagen dringt schon von Weitem das Stimmengewirr aus dem Stall, wenn jeder versucht, Münzzahler anzulocken – reiche Menschen, die mit echtem Geld bezahlen, statt andere Waren zu tauschen. Münzen bedeuten eine Fahrt in die Metropole, der einzige Ort, an dem es Treibstoff und Batterien zu kaufen gibt. Ich kann an einer Hand abzählen, wie oft wir

Münzzahler an unserem Stand hatten. Aber reisen durfte sowieso nur Harold, egal, wie wir bettelten. »Ist nix für Mädchen«, pflegte er zu sagen, und mein Bruder Jame war noch zu klein. Bei dem Gedanken an meine Familie pumpt mir das schlechte Gewissen durch die Adern. *Ich dürfte nicht hier sein.*

Mein Platz ist heute in der Kornkammer, während Lida mit meinen Schwestern Lives und Kieno das letzte Getreide einholt und Mari die Wascharbeiten erledigt. Aber die einsame Arbeit in der Kornkammer ist die einzige Möglichkeit, mich unbemerkt vom Hof zu schleichen. *Und das ist es, was ich will.*

Ich gehe weiter auf G1-B zu, bedacht darauf, trotz meiner unförmigen Kautschukstiefeln leise zu sein und nicht vor Furcht zu stolpern. Meine Handflächen sind feucht und ich wische sie mir an der dünnen Sommerhose ab. Es ist viel zu warm für die Jahreszeit, immerhin schon Ende November, aber der Herbst hat dieses Jahr wohl beschlossen auszusetzen. Doch das ist nicht der Grund für meine feuchten Hände und es nützt nichts, mich selbst anzulügen. Von dem dunkelgrünen Eingangstor von G1-B leuchtet mir das alte Blechschild entgegen, dem ich bis vor wenigen Monaten keine Aufmerksamkeit schenkte, weil es für mich bedeutungslos war.

Gesetz zum Schutze weiblicher Minderjähriger:

Paragraph 26, Absatz 10h: Ein weibliches Familienmitglied verbleibt bis zum Eintritt in das 20. Lebensjahr in Obhut ihrer Geburtsfamilie oder aber bei ihrem vertraglich festgesetzten Vormund. Sucht ein Volljähriger männlichen Geschlechts die Verbindung zu einer Minderjährigen, wird dies mit Strafverfolgung geahndet.

Ich habe es schon tausendmal gelesen, schließlich hängt es an

jedem öffentlichen Gebäude und in der Schule haben wir es auswendig gelernt, trotzdem scheint es heute noch unheilvoller in der Sonne zu glimmen.

Rasch fahre ich mir mit den Fingern durch meine braunen Haare. Mari schneidet uns aus praktischen Gründen allen einen Bubikopf, der durch den Weizenstaub immer etwas aufgeplustert ist. Ich atme einmal tief durch und stemme mich dann mit der Schulter gegen das schwere Eingangstor, das sich ächzend öffnet. Gedämpftes Licht und der muffige Geruch von altem Stroh empfangen mich. Ich warte, bis sich meine Augen an die Lichtverhältnisse gewöhnt haben, und erkenne nach und nach die verlassenen Boxen. Staub schwirrt in schmalen Sonnenlichtstreifen, die vereinzelt durch die Holzbretter der Wände dringen. Nichts verrät etwas von dem Trubel, der hier einmal monatlich stattfindet. Ich drehe mich um meine eigene Achse und suche den schattigen Raum ab.

»Jul?«

Hinter mir bewegt sich etwas. Gleich darauf legen sich Hände über meinen Mund und ein Atemhauch streift mein Ohr.

»Pst.«

Augenblicklich fällt die Anspannung von mir ab und weicht einem Glücksgefühl. Ich drücke mich mit dem Rücken leicht gegen den Körper hinter mir. Juls Hände lösen sich von meinem Mund und hinterlassen einen warmen Abdruck. Mich schaudert, trotz der stickigen Luft hier drinnen. Jul dreht mich zu sich um und lächelt. Wir umarmen uns kurz, eine Berührung unter Freunden, die mich jedes Mal sehnsüchtig zurücklässt. Schon löst er sich wieder von mir. Ich widerstehe dem Drang, mich an ihn zu klammern. Jul bedeutet mir, ihm zu folgen. Leise huschen wir zu einer Box und setzen uns Schulter an Schulter mit angezogenen Knien auf den nackten Beton. Aus seiner Brusttasche holt Jul ein Stück Papier hervor und ich

zaubere einen Kohlestift aus meinem Stoffbeutel. Es ist ein Risiko zu reden, also schreiben wir vieles auf. Wortlos kabbeln wir uns darum, wer anfängt. Grinsend schnappt Jul mir den Stift weg.

»Bleib so«, flüstert er. Fragend sehe ich ihn an.

»Genau so.«

Ohne sich weiter zu erklären, beugt sich Jul mit dem Stift über das Blatt auf seinem Schoß. Ich spähe ihm über die Schulter. Unsere Arme berühren sich und ich spüre Juls warme Haut unter dem Hemd. Er sieht kurz auf und lächelt. »He, nicht bewegen.«

Ich setzte mich wieder gerade hin und versuche aus dem Augenwinkel zu sehen, was er tut. Auf dem Papier werden aus unzusammenhängenden Strichen Augen mit einer dunklen, unergründlich wirkenden Iris. Es folgt eine schmale Nase, die auf halber Länge eine Ausbuchtung nach rechts hat – der Kamelrücken, wie Kieno gerne feixt. Ich werde rot. Mit schnellen Bewegungen lässt Jul einen breiten Mund mit geschwungener Oberlippe erscheinen. Er hält inne, beäugt die Zeichnung, hebt das Blatt an und hält es dicht neben mein Gesicht. Seine Augen huschen zwischen mir und dem Papier hin und her. Ich fühle mich unbehaglich, wie unter einer Lupe. Er reicht mir das Bild. Ein ernst dreinblickendes Mädchen sieht mir entgegen – mit meinem Gesicht. Es ist das erste Mal, dass ich eine Abbildung von mir sehe und ein dicker Kloß verstopft meinen Hals.

»Dir gefällt es nicht«, stellt Jul fest.

»Doch! Es ist nur ... so hübsch.«

Sofort wünschte ich, ich hätte das Wort ›hübsch‹ nicht benutzt und wende den Kopf ab.

»Wenn du möchtest, male ich dir noch einen Schnurrbart«, grinst Jul. »Jetzt musst du mich zeichnen.«

»Ich kann nicht zeichnen.«

»Hast du es schon mal versucht?«

Ich schüttle den Kopf. Der Gedanke ist völlig absurd. Papier ist knapp und Zeichnen ist zu nichts nütze. Lida würde es niemals dulden.

»Los, versuch's«, beharrt Jul, zeigt mir sein Profil und reckt das Kinn vor. »Los.«

Hilflos halte ich das Blatt und weiß nicht, wie ich anfangen soll. Jul greift in seinen verschlissenen Lederbeutel und kramt darin herum. Zaghafte setze ich den Kohlestift an und ziehe eine Linie über das Papier, beäuge Juls Gesichtszüge: hohe Stirn, dunkle Brauen über grünen Augen, die Nase nicht zu groß, nicht zu klein. Alles in Juls Gesicht passt perfekt zusammen.

»Und?« Er wendet sich mir zu. »Lass mal sehen.«

Ich ziehe das Blatt weg. »Es gibt noch nichts zu sehen. Halt still!«

Gehorsam dreht er mir wieder sein Profil zu und schiebt sich geröstete Ginko-Samen zwischen die Lippen. Mir läuft bei dem Anblick das Wasser im Mund zusammen. Jul grinst. »Musst schneller malen, dann kriegst du auch was.«

Lieblos beende ich meine Zeichnung und gebe sie ihm. Er verzieht das Gesicht. »Stimmt, zeichnen gehört nicht zu deinen Talenten«, neckt er mich. »Hand her.«

Ich strecke sie ihm hin und er schüttet mir ein paar Samen hinein. Dabei taucht er den Kopf in das spätsommerliche Licht, das seinen braunen Haaren einen rötlichen Schimmer verleiht. Wenn ich mutiger wäre, würde ich ihm darüberstreichen.

Jul hält inne und lauscht.

»Was ist?«

Er legt den Finger an die Lippen und steht leise auf. Vorsichtig späht er aus dem Fenster und lauscht. Jul sieht mich an.

»Manchmal glaube ich schon, dass ich halluziniere«, flüstert er. Ich weiß, dass er das Summen der Drohnen meint, die so unscheinbar aussehen wie Wespen oder Hummeln und von

denen wir nicht wissen, ob sie nur beobachten. Die Regierung schickt sie in die abgelegenen Regionen, um die Kontrolle zu behalten. Bevor ich Jul kennenlernte, war mir nicht bewusst, dass sie überhaupt existieren.

»Bei dem Wetter sind es vermutlich echte Wespen«, erwidere ich.

»Vielleicht.« Jul setzt sich wieder zu mir. Seine angespannten Muskeln zeichnen sich unter dem Hemd ab und auf seiner Stirn steht eine senkrechte Falte.

»Aber das letzte Mal hatte ich das Gefühl, auf dem Heimweg beobachtet zu werden.«

»Glaubst du, bei Karl waren es auch die Drohnen?«

»Wer außer dir hat ihn noch gesehen?«, sagt Jul, und es ist keine Frage, sondern eine Feststellung. Nur er weiß, dass ich den alten Karl dabei beobachtet habe, wie er sich außerhalb der Markthallen mit der Tochter der Werheimers unterhielt, die damals höchstens vierzehn war. Zwei Tage vergingen und ich hätte es fast vergessen, aber am dritten Tag wurde Karl über unsere Felder geschleift, als wir bei der Ernte waren. Alle schauten weg, als sähen sie es nicht, nur ich habe völlig geschockt hingestarrt, bis Lida mir befahl weiterzuarbeiten.

Ich kneife die Augen zusammen, um die Erinnerung zu verscheuchen.

»Du warst nicht schuld«, liest Jul meine Gedanken. Ich nicke. »Aber bei uns sehe ich sie nie.«

Jul klaubt die Schalen der Ginko-Samen vom Boden auf, damit wir keine Spuren hinterlassen.

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie euch nicht überprüfen. Wie viel habt ihr noch mal: fünfzig, sechzig Hektar?«

»Fünfzig«, bestätige ich.

»Dann überprüfen sie euch sicher. Alle mit großen Ländereien werden überprüft. Es wäre ein Wunder, wenn ihr

nicht beobachtet würdet.« Er schüttet mir die letzten Ginko-Samen in die Hand. Dann wird seine Miene weich. Liebevoll streicht er mir die Haare hinter das Ohr, sie fallen sofort wieder zurück, weil sie zu kurz sind für so etwas Verspieltes und zu widerspenstig wegen des Weizenstaubs.

»Wir müssen vorsichtiger sein«, sagt Jul. »Ich will ja nicht im Lager landen, bevor ich dich heiraten und hundert Kinder machen kann.«

Schlagartig werde ich rot. Ich habe schon Mühe, mit ihm Händchen zu halten, ohne Schluckauf zu bekommen, und er redet vom Kindermachen.

»Ich hasse das Gesetz!«, flüstere ich.

»Es ist nicht mehr lange.«

»Acht Monate sind eine Ewigkeit!«

»Die werden schnell vergehen. Jetzt kommt die Arbeit in der Kornkammer, dann die Wintersaat und bevor du Sommer sagen kannst, steht dein neunzehnter Geburtstag vor der Tür.« Jul drückt meine Hand. Bemüht zuversichtlich lächle ich zurück.

Als ich ein Kind war, erzählte mir Mari an den langen Winterabenden fürchterliche Schauergeschichten über die Frauen, die niemanden zum Heiraten fanden und in die Wälder flohen. Dort würden sie wie Tiere hausen und sich von dem ernähren, was sie zwischen die Finger bekämen. Ob die Geschichten wahr sind, ist schwer zu sagen. Es gibt keine Zeugen, die davon berichten könnten. Fakt ist, dass die, die sich in die Wälder trauen, nicht mehr herauskommen.

»Woran denkst du?«, wispert Jul.

»Ich musste nur an die alten Geschichten denken. An die Wälder.«

»Du glaubst doch nicht solche Geschichten?«

Ich zucke mit den Schultern.

»Das sind Schauermärchen, Lore. Niemand glaubt daran.«

»Kennst du jemanden, der wieder herausgekommen ist?«

»Ich kenne niemanden, der hineingegangen ist.«

Zart streicht Jul mir über die Stirn.

»Alles wird gut! Wir schaffen das, und dann heiraten wir und bekommen Babys und deine Mutter kann dich zu nichts mehr zwingen.«

Ich spüre geradezu meinen verbissenen Gesichtsausdruck.

»Hey, entspannen«, flüstert Jul sanft und fährt mir wieder vom Haaransatz bis zur Nasenspitze. Dort verharrt sein Finger und wir sehen uns in die Augen. Tief in meinen Eingeweiden kribbelt es. Jul streicht mir mit den Daumen die Stirn glatt.

»Entspannen«, befiehlt er leise und legt seinen Mund auf meinen. Wärme durchströmt mich, Sehnsucht und Verwirrung. Es ist so gut, dass es fast zu viel ist. Alles an Jul ist gut.

Vorsichtig löst er sich von mir und zieht eine lange Schnur unter dem Kragen seines Hemdes hervor.

»Ich habe etwas für dich.«

Am Ende der Schnur baumelt ein kleiner Gegenstand. Beim näheren Hinsehen erkenne ich die Nuss eines Eichelbaumes, aber eine ungewöhnlich große. Jul dreht an dem gewölbten Hut der Nuss und teilt sie in zwei Hälften. Innen ist sie hohl und in die Ränder ein feines Gewinde geschnitzt. Erstaunt begutachte ich das kleine Kunstwerk. »Das ist wunderschön. Wo hast du das her?«

Jul rupft sich ein Haar aus.

»Ich hab es selbst gemacht.« Er nimmt mir die Eichel ab, legt das Haar in den Hohlraum und schraubt sie wieder zu.

»Arme hoch!«

Irritiert strecke ich die Arme in die Höhe. Jul greift etwas umständlich um meine Taille und verknotet die Schnur. Dann zupft er vorsichtig mein Kittelhemd unter der Kette heraus, bis der Anhänger die empfindliche Haut um den Bauchnabel kitzelt und von meiner Kleidung verdeckt wird.

»Jetzt bin ich immer bei dir.«

Vorsichtig betaste ich den Anhänger unter dem Stoff.

»Danke.«

Wir umarmen uns, diesmal mehr wie Geschwister, aber dennoch innig.

»Danke!«, wiederhole ich.

»Ich muss los.«

Ich unterdrücke meine Enttäuschung und lächle.

»Wir sehen uns beim nächsten Markt?«, fragt Jul.

»Ja.«

»Dann in zwei Wochen?«

»In zwei Wochen«, bestätige ich.

»Hey, nicht traurig sein.«

Jul streicht mir über die Wange. »Lida wird dir bestimmt genügend Arbeit geben, dass die Zeit rasend schnell vergeht.«

»Ha, ha«, erwidere ich schlapp, in dem Wissen, dass er sicher recht hat. Hastig beugt sich Jul vor und drückt mir einen schnellen Kuss auf. Dann dreht er sich um und huscht fast lautlos zum Tor. Einen Moment fällt ein Lichtstrahl hindurch, bevor es mit einem leisen Klacken schließt.

Irgendetwas stimmt nicht. Weder kommt mir eine schimpfende Lida entgegen, noch sind Stimmen zu vernehmen. Nur ein paar Tauben gurren vom Dach. Ich betrete unseren Hof, der seltsam verlassen scheint. Meine Stiefel geben flappende Laute von sich, während ich über das alte Linoleum in Richtung Küche gehe. Niemand begegnet mir, nicht Mari und auch keine meiner Schwestern. Aus dem Zimmer neben der Küche dringen dumpf die blechernen Geräusche aus unserem alten Fernseher. Ich gehe den Tönen nach. Harold hängt schief in seinem Sessel, Speichel im Mundwinkel, Blick leer. Alles wie immer. Ich gehe zum Fernsehgerät und schalte es ab, um Batterien zu sparen. Unser Strom kommt schon lange nicht mehr aus der Steckdose, sowohl die Photovoltaik-Anlage auf dem Dach als auch die Windräder auf den Feldern sind kaputt.

Flüchtig fühle ich nach dem Puls meines Vaters, mehr aus Gewohnheit. denn aus echter Sorge. Schwach klopft sein Blut gegen meinen Daumen. Ich versuche einen Hinweis dafür zu finden, warum außer ihm niemand da ist. Die wenigen Möbel stehen an ihrem Platz und das einzige Bild, ein Foto von Harold mit Jame als Baby, hängt schief wie eh und je über dem Fernseher. Das Bild wurde aufgenommen, lange bevor die Ausfälle angingen, mit denen die Krankheit begann und Harold selbst zum Mobiliar in diesem Haus wurde. Ich vermute, dass ihn ein mutierter Masernvirus befallen hat. Weiß der Himmel, wo er ihn sich eingefangen hat. Normalerweise wird jeder zwangsgeimpft.

Ich lasse Harolds Handgelenk wieder los und sehe mich im Erdgeschoss genauer um. So wie die Küche und das Wohnzimmer sind auch die Kammer und die Waschküche

menschenleer, aber ansonsten ist alles an seinem Platz. Ich wende mich der Holzterasse zu, die zum Obergeschoss und zu unseren Schlafplätzen führt. Erst linke ich über den Absatz, bevor ich mich hinaufwage. Die vergilbten Raumtrenner hängen gestärkt und unbewegt von der Decke. Hinter dem letzten Tuch lugt der dunkelbraune Rahmen meines Bettes hervor. Ich schleiche die restlichen Stufen hinauf. Links, am Ende des schmalen Ganges, geht James kleine Kammer ab, die er seit seinem zwölften Geburtstag im letzten Frühjahr bewohnt. Lida findet, dass der einzige Sohn einen eigenen Raum braucht.

Ich schaue hinter jeden Vorhang und hinter jedes Regal. Der Schlafplatz meiner sechzehnjährigen Schwester Lives sieht unbenutzt aus, wie immer. Sie achtet penibel darauf, keine Spuren zu hinterlassen. Es gibt keinen persönlichen Gegenstand, keine Falte im Bettlaken; ich glaube, sie hat nicht einmal einen eigenen Körpergeruch. An ihrem Bett bleibe ich stehen und beuge mich darüber. Nein, nicht die Spur eines Geruchs. Gegenüber von Lives Bett hängt ein geblümter Vorhang, ein Geburtstagsgeschenk für Kieno. Das Einzige, das sie je erhalten hat. Mari hat den Stoff auf dem Markt erstanden, genau genommen waren es einzelne verschnittene Stoffreste, die sie zusammennähte, damit sie einen Vorhang ergaben. Lida hat das Prozedere missmutig verfolgt und gekeift, dass so viel Aufwand für ein Mädchen Unsinn ist, aber Mari nähte nachts, wenn alle anderen Arbeiten erledigt waren, und sogar ohne Licht. So sieht der Vorhang jetzt auch aus, aber Kieno hat sich so gefreut, als sei das Teil aus reinem Gold. Vorsichtig schiebe ich den Stoff zur Seite, nicht aus Angst, was sich dahinter verbirgt, sondern aus Sorge, dass ich eine der Nähte einreißt.

Auch Kienos Bett ist ordentlich gemacht, aber anders als bei Lives finden sich überall Gebrauchsspuren. Das Laken ist unordentlich in die Ritzen zwischen Matratze und

Metallrahmen gestopft, das Kissen liegt schief, und das Bein von Fritz, eine Stoffpuppe aus alten Socken, die Kieno von mir geerbt hat, lugt drunter hervor. Es wäre nicht verwunderlich, wenn Kieno mit neunzehn samt Fritz bei ihrem zukünftigen Mann einzieht. Sie liebt diese Puppe und ich weiß, dass sie mit ihr im Arm einschläft, was sie vehement bestreitet. Mit vierzehn gibt man so etwas nicht gerne zu, und ihre anmutige Schönheit täuscht über ihr kindliches Gemüt hinweg. Aber ich kenne Kieno besser, als jeder andere in dieser Familie. Die Frage ist nur, wo sie jetzt steckt.

Bevor ich James Zimmer betrete, klopfte ich an die Tür, so wie Lida es uns befohlen hat. Keine Antwort. Zaghafte öffnete ich die Holztür, das karge Zimmer ist leer und scheint unberührt. Kurz verharre ich mit der Klinke in der Hand, bevor ich die Tür wieder zuziehe.

Ratlos lasse ich mich in der Küche an dem großen Esstisch mit der grauen Kunststoffplatte nieder. Das Geschirr steht in den Glasvitritten, die Töpfe hängen an den Haken, ein Geschirrtuch ist über dem Ofengriff zum Trocknen aufgehängt. Alles ist unauffällig, alltäglich, normal, abgesehen von den fehlenden Menschen.

Auf dem Tisch liegt James aufgeschlagenes Geschichtsbuch. Offenbar nehmen sie zur Zeit den *Vorfall* durch. Ich sehe mir die Satellitenbilder an, die die Welt vorher zeigen und fahre mit den Fingern die Staatsgrenzen ab, die heute alle im Meer begraben liegen. Dann blättere ich auf die nächste Seite und überfliege den Text, den ich selber schon in der Schule lesen musste: ... *doch anders als erwartet, trat der Klimawandel nicht sukzessiv ein, sondern in einem einzigen, alles vernichtenden Moment: Dem abrupten Abbrechen der*

Polkappen, dem Moment, den wir heute den ›Vorfall‹ nennen.

Auf den nächsten Seiten folgen Zeichnungen von grauen Wassermassen, in denen Kadaver und zermalmte Gegenstände treiben; darunter Bildunterschriften: *Allein in den Küstengebieten starben schätzungsweise einhundert Millionen Menschen und im Landesinneren war die Lebensgrundlage durch vernichtete Ernten und verseuchte Böden zerstört.*

Ich blättere zu der Seite zurück, die ich vorfand und schiebe das Buch von mir weg. Durch die kleinen Fenster dringt fahles Tageslicht und täuscht eine frühe Dämmerung vor. Die Küchenuhr neben dem Ofen zeigt sechzehn Uhr. Ich würde gerne schon die Lampe anschalten, aber dann fehlt uns der Strom später am Abend.

Es ist merkwürdig, hier ohne die anderen zu sitzen. War ich jemals alleine im Haus? Ich glaube nicht. Ich lausche auf alle Geräusche, aber außer dem Rauschen des aufkommenden Windes und ein paar einsamen Singvögeln ist nichts zu hören. Dann stehe ich auf und trete ans Fenster. Das Land liegt verlassen da, die Felder abgeerntet, als gäbe es hier keine Bewohner mehr. Es ist sinnlos im Haus zu warten, ich muss die anderen suchen, bevor die Sonne untergeht.

Auf dem Weg hinaus nehme ich einen Schnabelbecher mit Wasser, gebe Harold zu trinken und tupfe den Speichel von seinem Kinn. Die routinierten Handgriffe beruhigen mich etwas. Vom Beistelltisch greife ich die Bügelkopfhörer, setze sie Harold auf und betätige seinen kleinen Player mit zerbrochenem Display. Leise Gitarrenklänge wabern aus den Kopfhörern. Harolds Lider flackern; und ich bilde mir ein, dass seine Augen aufleuchten.

Draußen empfängt mich die warme Spätnachmittagssonne. Die Tage werden merklich kürzer, auch wenn die Hitze über die Jahreszeit hinwegtäuscht. Gackernd kommt Lu um die Ecke, der ich ein paar Weizenkörner hinwerfe. Sie rennt herbei und pickt hektisch im Staub. Ich schaue ihr einen Moment zu und muss an Jul denken. »Na Lu, wo sind die anderen? Hm?«

Das Huhn hört kurz auf zu picken und legt den Kopf schief. Ich überprüfe seinen Wassernapf und begeben mich auf die Suche.

»Kieno? Lives!«

Keine Antwort.

»Mari!«

Ich lausche: nichts.

Ein kurzer Blick in die leere Kornkammer, dann gehe ich auf die andere Seite des Hofes, wo die Sensen fein säuberlich an die Wand gelehnt stehen und der alte Trecker kaum mehr unter den Schlingpflanzen zu erkennen ist. Niemand begegnet mir.

Langsam versinkt die Sonne am Horizont. Unschlüssig stehe ich am Gatter zum Feld nach Süden. Wer hier aufwächst, kann sich für eine der beiden Seiten entscheiden: zusammenrotten und von den anderen nehmen, oder zusammenrotten und die anderen abwehren. Wir gehören zur zweiten Kategorie und mir wurde eingebläut, nach Anbruch der Dämmerung niemals alleine die Felder zu betreten, schon gar nicht gen Süden. Von dort kommen die Lungingers, vom Westen die Crupps. Mit zittrigen Händen greife ich das lose Ende des Seils, das die beiden Gattertüre zusammenhält, und bemerke, dass das Tor ein Stück offen steht. Jemand ist hier durchgegangen. Sorgsam schließe ich das Gatter hinter mir und laufe los. Im Dämmerlicht sieht jeder Ast, jedes entfernte Gebüsch aus wie ein lebendiges Geschöpf. Ich erschrecke, wenn der Wind

Zweige bewegt oder die Wolken Schatten auf den Boden werfen. Dies ist kein Vergnügen und ich ärgere mich über das Verschwinden der anderen.

Ich habe den halben Acker überquert, als ich Menschen in der Ferne entdecke. Ich erkenne vier Personen. Sie scheinen um etwas herumzustehen. Jetzt wenden zwei die Köpfe in meine Richtung und bewegen sich auf mich zu. Ich blicke mich nach einer Deckung um, aber zu spät, auf dieser freien Ebene haben sie mich auf jeden Fall gesehen. Ich verharre und warte, dass sie näherkommen.

»Kieno!« Erleichtert laufe ich meiner jüngeren Schwester entgegen, die losrennt. Ihr folgt Lives. Dann müssen die anderen drei Lida, Mari und Jame sein. Mit verzerrter Miene stürzt Kieno sich mir in die Arme und schon nach wenigen Sekunden ist meine Schulter durchnässt von ihren Tränen.

»Pssst, pssst. Was ist los? Was ist denn los?« Ich versuche sie von mir zu schieben, doch meine kleine Schwester klammert sich an mir fest. Über ihre Schulter sehe ich Lives an, die stumm zurückstarrt. Ich verzichte darauf, sie zu fragen, was los ist, denn sie hat seit zwei Jahren kein Wort mehr gesprochen; und ihrem Gesicht ist anzusehen, dass sie nicht bereit ist, das nun zu ändern. Etwas vehementer versuche ich, Kieno von mir zu lösen.

»Kieno, was ist passiert?«

»Ludewig«, stammelt sie.

»Ludewig?«, frage ich. Schluchzend nickt sie. Lives schreitet mit ausdruckslosem Gesicht an uns vorbei in Richtung Hof.

»Geh mit ihr.« Nachdrücklich packe ich Kieno an den Schultern. »Macht Feuer, wartet auf uns.«

Sie nickt wieder und stolpert hinter Lives her. Dabei schlabbert die Hose um ihre dünnen Beine, und ihre Hände ragen weiß und knochig aus den Hemdsärmeln raus. Immer werden ihre Finger klamm und kalt, wenn sie aufgeregt ist.

Ich drehe mich um und stapfe weiter über den Acker auf meine Mutter Lida, meine Großmutter und Jame zu. Mein Bruder steht mit hängenden Armen und reglos vor einem Baum. Am Boden knien Lida und Mari und wühlen hektisch in der Erde. Mit einem unguuten Gefühl beschleunige ich meinen Schritt. Mari steht auf, während Lida wie hypnotisiert weitergräbt. Vor ihr liegt blutbesudelt und leblos Ludwig Lunginger.

»Komm runter, komm runter!« Lida zerrt an meinem Bein und ich sinke neben ihr auf die Knie.

»Sei nicht so unnütz. Grab!«

Hilflos sehe ich zu Mari, die nur den Kopf schüttelt. Lida zerrt an meinem Kittel.

»Grab!«, befiehlt sie wieder. Ich stecke die Hände in die trockene Erde. Vor uns ist eine flache Kuhle, bei weitem nicht groß genug, um einen Menschen, schon gar nicht in der Größe von einem Lunginger, darin zu versenken.

»Nein!« Ich springe auf. »Nein! Was macht ihr?«

Lida steht auf und wankt auf Jame zu. Ihr linkes Bein schleift merkwürdig nach. Sie entreißt meinem Bruder einen Stein und wischt ihn hektisch im Gras ab. »Du sagst nichts. Du sagst zu niemandem etwas. Hörst du?«

Bleich nickt er. Lida kehrt zurück zum Toten und versucht ihn in die flache Kuhle zu zerren. In meinem Kopf rauscht es. *Wie lange wird es dauern, bis sie ihn holen? Wie viel Zeit ist schon verplempert?*

»Wer war dabei?«

»Wir. Wir alle.«, antwortet Mari.

»Noch ein Lunginger?«

»Nein.«

Ich überlege fieberhaft. Wenn es nicht auf unserem Feld passiert wäre, könnte man es vielleicht für einen Unfall halten. Aber wir können ihn nicht auf das Lunginger Gebiet schleppen, er ist zu schwer, und man würde uns sehen.

»Schaffen wir ihn da rüber.« Ich zeige zum Baum. Mari und Lida greifen Ludewigs Beine, ich zerre ihn an seinem Kragen und versuche dabei, nicht in sein Gesicht zu sehen, das einen überraschten Ausdruck unter all dem Blut zeigt. Mit Mühe schleifen wir den Hünen über den Acker und lehnen ihn an den Baumstamm. Ich sehe mich um. Nichts ist da, womit man ihn abdecken könnte. Die Äste des Baumes sind zu hoch, seine Krone schon fast kahl.

»Wir müssen hier weg.« Ich spähe zu Lidas Bein, das einen tiefen Schnitt an der Wade hat und auseinanderklafft. Das Fleisch darunter ist gelb.

»Kannst du laufen?«

Sie sieht an sich herunter.

»Was ist das?«, fragt sie verwirrt. Dann wendet sie sich ab und humpelt zu Jame. Manisch wischt sie ihm über das Gesicht und flüstert auf ihn ein. Mari schaut hoch zum Himmel. »Noch nichts.«

Ich folge ihrem Blick und lege den Kopf in den Nacken. Es ist schon fast dunkel.

»Die Ruhe vor dem Sturm«, flüstere ich, und dann laut:
»Kommt!«

Mari nimmt Lida beim Arm und zieht sie von Jame weg. Ich gehe zu ihm. »Komm. Komm mit mir zurück.«

»Es war Notwehr. Ich wollte ihn nicht umbringen, ich ... er hat Lida angegriffen... er ... ich musste doch ...«

Seine Stimme zittert. »Sie werden mich holen, oder? Sie werden mich holen!«

»Komm.« Ich streiche ihm beruhigend über den Arm. »Wir

gehen heim.«

»Sie werden mich holen!«

Ich schiebe ihn los. Sie werden ihn holen. Oder uns alle.

Langsam schiebt sich die Nacht über uns. »Schneller!«, rufe ich Mari zu, die Lida mit sich über das Feld schleppt. Immer wieder stupse ich Jame an, damit er nicht stehen bleibt. In der Ferne kommt unser Hof in Sicht. Ein Lichtschein flackert hinter einem Fenster und lässt das Haus in der Dunkelheit leuchten wie eine Zielscheibe.

Macht Feuer, wartet auf uns.

Nein, nein, nein, nein, nein! Ich renne schneller, ziehe an Lida und Mari vorbei.

Ich muss das Feuer ausmachen.

»Lore!«

Ich drehe mich nicht nach meiner Großmutter um. Renne weiter, so schnell, dass mir die Lunge aus der Brust zu springen droht, halte nicht an.

Der Lärm kommt von hinten. Im Laufen wende ich den Kopf und schaue über die Schulter zurück. Schwarz hebt sich der Schwarm vom lilaroten Horizont ab. Das Blut fließt aus meinen Gliedmaßen, wie ausgewungen bleibe ich stehen. Der Schwarm fliegt über unsere Köpfe hinweg auf das Haus zu. Die Luft vibriert. Lida und Mari ziehen an mir vorbei. Ich beobachte alles wie in Zeitlupe, sehe ihre aufgerissenen Münder und Augen, aber ich verstehe nicht, was sie sich zurufen. Jame läuft, das Gesicht zum Himmel gereckt, wie blind auf mich zu. Ein Schrei gellt durch die Luft. Lida ist gestürzt. Der Schwarm schwirrt über dem Hausdach und ordnet sich zu immer neuen Formationen. Gefesselt von dem

Schauspiel kann ich mich nicht rühren. Lida rappelt sich auf. Mari eilt allen voraus und erreicht fast unseren Hof. Ein Knall zerfetzt die Luft und bleibt darin hängen. Die Welt verlangsamt sich. Maris Körper wird zurückgeworfen wie eine Puppe, scheint sekundenlang im Raum zu schweben, um dann zu Boden zu fallen. Lida, gerade aufgestanden, kippt um wie ein gefällter Baum. Dann erreicht die Druckwelle mich. Alles an mir hebt ab, meine Haare, meine Kleidung, selbst meine Arme schleudern in die Höhe. Ich strauchle rückwärts und halte mich nur mühsam auf den Beinen. Geistgleich durchdringt mich die Welle und spült auf der anderen Seite wieder heraus. Dann wird es still.

Das Dach unseres Hauses ist fort. Hohe Flammen lodern an seiner Stelle heraus. Alle Fenster sind zerborsten, dahinter flackert es in der rauchenden Schwärze. Dichter Qualm quillt aus dem Gebäude.

Ich schleppe mich zu Lida, die wieder versucht aufzustehen. Meine Hände umgreifen ihre Schulter. Ich schreie, kann mich aber nicht hören. Jeglicher Ton ist ausgeblendet. Aus großen, fremden Augen sieht Lida mich an. Vom Haus her nähert sich Mari. Unendlich langsam wende ich ihr meinen Kopf zu und sehe ihr entgegen. Sie fällt vor mir auf die Knie und schüttelt mich. Wortbrocken durchbrechen die dumpfe Stille.

»Lore!« Wieder schüttelt mich Mari. »Du musst ... hörst du ... Lore! ... sieh mich an ... sieh mich an ... Lore!«

Mit einem Schlag ist alles wieder da. Das berstende Holz des Dachstuhls, das Knistern und Heulen der Flammen, Lidas Schreie, Mari, die zu flüstern scheint.

»Bring ihn ins *gelobte Land!* Ihr müsst ins *gelobte Land!* Lauf!« Sie zieht mich hoch. »Lauf!« Mari stößt mich davon. Ich stolpere, fange mich ab, will rennen.

»Lauf!« Sie wird lauter.

Ich kann nicht, ich kann sie doch nicht zurücklassen!

»Lauf!« Maris Gesicht ist verzerrt. »Laaaaauf!«

Mir ist schwindlig, der Ackerboden dreht sich. Jame kauert auf dem Feld. Endlich bewegen sich meine Beine. Ich reiße Jame hoch und zerre ihn am Handgelenk hinter mir her. Ein Pfeifen folgt uns, es kommt vom Haus, vom Feuer, das sich hindurchfrisst. Dazwischen höre ich James Rufe: »Maaaamaaa!« Der Klang eines verwundeten Tieres. »Mamaaaaa!«

Nicht locker lassend, schleife ich Jame von ihr fort, weg von der Hitze, weg vom brennenden Hof. Erst am Ende des östlichen Ackers bleibe ich stehen und wage mich umzudrehen. Unser Hof leuchtet in grausamer Schönheit weit in die Nacht hinein.